

Das Leben im Wort

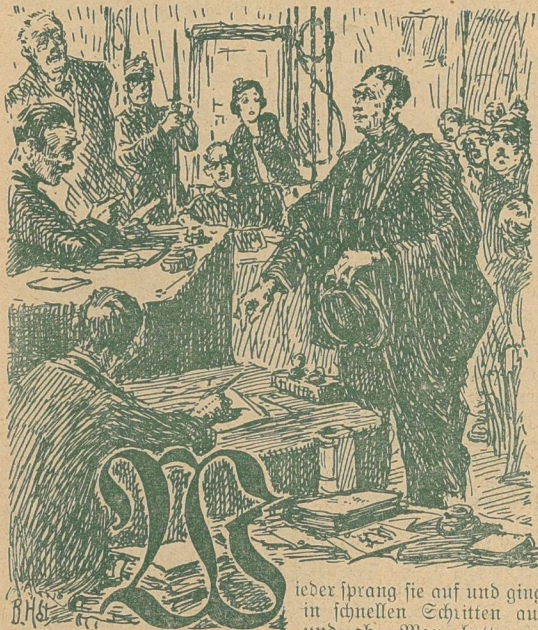
Nr. 35



Unterhaltungsbeilage



1928



Maria Ferreira

Ein Roman

von den Ufern des Mondego

Vierzehnte

Fortsetzung

Von Othrid von Hanstein

Wieder sprang sie auf und ging in schnellen Schritten auf und ab. Man hatte an diesem Abend nach Affonso de Castro gerufen. Die Polizei hatte nach ihm verlangt. Wieder stand sie still, wieder lief ein Schauer über ihren Körper.

Plötzlich veränderte sich ihr ganzes Wesen. Sie wurde ruhig. Ein liebes Lächeln lag um ihren Mund, ihre Angst war vollständig verflogen und im Gegenteil ein wehmütiges Glück war in ihrer Brust.

„Denke an Ines de Castro.“

Sie dachte an jenen ersten Abend, als sie am Tränenquell saßen und sie bewundernd und fast neidisch von dem Opfer vernahm, das Ines de Castro ihrer Liebe brachte.

Jetzt war das Opfer an ihr. Jetzt durfte sie für ihn leiden. Auch jetzt ahnte sie eigentlich nicht, warum, und mit leiser Stimme sprach sie sich noch einmal die klangvollen Verse vor, die ihr so schön erschienen und die ein Verbrechen bedeuten sollten.

Es war ganz früher Morgen, als an die Tür gepocht wurde, und die barocke Stimme des Schließers draußen ertönte.

„Aufstehen! Sie werden in zehn Minuten vor das Gericht geholt.“

Der Beamte schüttelte den Kopf. Er hatte mehrere Male pochen müssen. Sie hatte geschlafen, hatte fest geschlafen und antwortete jetzt ganz ruhig. Er ging in das Büro zurück, wo der Offizier wartete, der Maria zum Verhör führen sollte.

„Ein ganz durchtriebenes Geschöpf, diese Komödiantin. Solch junges Ding, und hat ruhig geschlafen, nach dem, was ihr gestern geschehen!“

Nach zehn Minuten erwartete Maria Ferreira den Offizier und folgte ihm durch die langen Gänge des Gerichtsgebäudes.

Sie war auch jetzt vollkommen ruhig auf ihrem Gesicht lag ein wehmütig inniger Ausdruck, wie man ihn an Märtyrerinnen kennt.

Der kleine Saal, in dem das schnelle Gericht, das über die Hochverräterin urteilen sollte, versammelt war, machte mit seinen altersgrauen Wänden, mit dem schwarz verhängenen Richtertisch, an dem in ihren düsteren Talaren die Richter saßen, mit den flackernden Kerzen in den Leuchtern, die vor ihnen standen, einen düsteren Eindruck.

An einem kleinen Tisch saß der Verteidiger, ein Mann, den sie ebensowenig vorher gesehen wie die anderen Richter, an einem anderen Tischchen der junge, öffentliche Ankläger, und zwischen ihnen auf einer Bank wies man ihr ihren Platz an.

Jetzt war das wieder merkwürdig. In diesem Augenblick dachte sie daran, daß in jenem Theaterstück, das sie am ersten Abend in Lissabon in dem Theater des Direktors Figueira gesehen hatte, genau eben solch eine Gerichts-sitzung dargestellt worden war, — und ihr, die sich keinerlei Schuld bewußt war, erschien jetzt dieser düstere Gerichtssaal auch wie ein Theater. Sie blickte sich um: An einer Seite, auf einer anderen Bank, saß zwischen verschiedenen Schauspielern Direktor Figueira.

Jetzt wurde ihr Herz noch leichter, und sie nickte ihm zu, als sich ihre Blicke zufällig trafen. er aber machte ein sehr ernstes Gesicht, erwiderte den Gruß nicht und wandte sich ab.

Inzwischen waren Affen auf dem Richtertisch niedergelegt, der mittlere der Herren, der wohl den Vorsitz führte, erhob sich und sagte mit geschäftsmäßig gleichgültiger Stimme:

„Die Hauptverhandlung gegen die des Hochverrats beschuldigte Maria Ferreira ist eröffnet. Es ist der Wille der Regierung, daß derartige Staatsverbrechen schnell und ohne jeden Aufschub ihre verdiente Sühne finden.“

Ein flüchtiger Blick traf das junge Mädchen. — „Sie heißen?“

„Maria Ferreira.“

„Sie sind geboren?“

„Vor fünfzehn Jahren in Klosterdorf von Lavrão.“

„Sie sind Schauspielerin?“

„Ich weiß nicht, ob ich das bin. Ich habe im Theater Coliseo eine Rolle gesprochen.“

„Setzen Sie sich.“

Der Vorsitzende wunderte sich. Er begriff nicht, wie ruhig dieses junge Mädchen ihm zu antworten vermochte. Der Aufruf der Zeugen begann. Es waren außer dem Direktor und den Schauspielern die Polizisten und Offiziere, die Maria verhaftet hatten.

„Graf Affonso de Castro!“ — Ein Beamter antwortete.

„Es ist festgestellt, daß der Graf bereits vor drei Tagen die spanische Grenze überschritten hat.“

„Also geflohen! Gräfin Joanna de Castro!“

Der selbe Beamte antwortete: „Sie hat gestern vor Beginn der Vorstellung ihre Wohnung verlassen und ist seitdem verschwunden. Man hat sie im Theater gesehen,

Die Braut

Von H. von Uechtritz.

Einen Kranz von roten Rosen,
von sinnbetörend roten Rosen einen Kranz
schlang ich um deine nackten Füße,
als du schliefst. — — — — —
Und goldne Sonnenringe flimmerten im Tanz
um rosenrote — glühend rote Rosenblätter. —
Sie küßten deine weißen Füße rot;
und in dem Nussbaum schlug die Amsel. — — —
Glüht, glüht, ihr roten — roten Rosen, duftumtaut — —
glüht rote Liebesmale in die jungen Füße einer Braut.

aber sie hat den Tumult benutzt, um sich zu entfernen, und es war bisher nicht möglich, sie aufzufinden.“

„Treten wir in die Verhandlung.“
Er blätterte noch einmal in den Akten. — „Ich fordere Sie auf, in Ihrem eigenen Interesse ein völliges Geständnis abzulegen.“

Sie sah ihn verwundert an. — „Was soll ich gestehen?“

„Sie sind Monarchistin?“

„Ich weiß nicht, was das ist.“

Sie sagte das ganz einfach und schlicht, dem Richter aber, der sich nicht vorstellen konnte, daß sie in der Tat die Wahrheit sprach, erschien ihre ruhige Antwort als eine Frechheit, aber er blieb ruhig.

„Welcher politischen Partei gehören Sie an?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich verstehe gar nichts von Politik.“

Der Richter wurde ungeduldig. „Aber Sie geben doch wenigstens zu, daß Sie gestern im Coliseo jene Verse gesprochen haben, oder wissen Sie auch davon nichts?“

„Gewiß habe ich die Verse gesprochen.“

„Dann also kennen Sie auch ihre Bedeutung?“

„Ich weiß nur, daß sie sehr schön waren.“

„Diese Verse, die Sie gestern zum ersten Male sprachen, hat Ihnen Graf Affonso de Castro geschickt?“

Einen Augenblick stockte sie mit der Antwort. Jetzt war ihr klar, daß in diesen letzten Versen etwas stehen mußte, das an ihrer Verhaftung schuld war. Irgend etwas, das diesen Männern hier als ein Verbrechen erschien. Was sie jetzt zu, daß diese Verse von Affonso stammten, dann war er in Gefahr. Aber sollte sie lügen? Und dann huschte es wie ein freundiges Aufatmen über ihr Gesicht: den Brief hatte ja Affonso nicht an sie gesendet. Seine Schwester hatte es in seinem Auftrage getan, sie konnte ihn retten und brauchte doch nicht zu lügen.

Der Vorsitzende wiederholte seine Frage. „Diese Verse hat Ihnen Affonso de Castro geschickt?“

Jetzt hob sie den Kopf und sagte mit fester Stimme: „Nein. Diese Verse hat mir nicht Graf Affonso de Castro geschickt.“

„Von wem also haben Sie dieselben?“

„Das kann ich nicht sagen.“

„Seien Sie nicht töricht. Es ist Ihr eigener Vorteil, wenn Sie es sagen.“

Für einen Augenblick verließ sie die Fassung, und sie schluchzte auf. „Tun Sie mit mir, was Sie wollen, aber das werde ich niemals sagen.“

„So werden wir es selbst zu ergründen wissen und haben vorläufig allein mit Ihnen zu tun.“

Der Vertreter der Anklage erhob sich. „Die des Hochverrats beschuldigte Maria Ferreira ist geständig, gestern im Theater Coliseo vor dem ausverkauften Hause monarchistisch aufreizende Verse gesprochen zu haben. Ich bitte den Herrn Vorsitzenden, durch die geladenen Zeugen festzustellen, daß diese Verse in dem genehmigten Text ihrer Rolle nicht vorhanden waren und, daß sie dieselben ohne Wissen und ohne Einwilligung des Direktors Figueira gesprochen hat.“

Direktor Figueira nickte sehr lebhaft. „Nach der Aussage der Beschuldigten stammen diese Zeilen nicht von dem Verfasser des Dramas, Affonso de Castro. Diese Behauptung

ist auch durchaus glaubhaft, weil Affonso de Castro als Verteidiger der portugiesischen Freiheit und ausgesprochener Gegner aller revolutionären Bestrebungen bekannt ist, und weil außerdem Bau und Fassung dieser Verse vollständig von den anderen abweichen. Darans ist klar, daß Maria Ferreira, die so energisch verweigert, den Namen des Verfassers zu nennen, mit Verschwörern und voraussichtlich mit den Anhängern des Hauptmanns Couceiro in Verbindung steht.“

Der Verteidiger unterbrach. „Ich bitte zu bedenken, daß dieses junge Mädchen, das fast noch ein Kind ist, sich wohl kaum der Tragweite seiner Handlung bewußt war.“

Der Ankläger lächelte spöttisch. „Mir scheint, der Herr Verteidiger unterschätzt die Reife dieses Kindes. In meinen Augen ist die Beschuldigte eine ebenso frühreife wie verschlagene Person. Es ist ganz selbstverständlich, daß sie die Ansichten der Verschwörer teilt. Sie ist im Kloster Lavrao erzogen, also vollkommen im Geiste der Nonnen, die wir des Landes verwiesen haben. Sie hat als Kind zu den Füßen der Joana de Castro gesessen, die, im Gegensatz zu ihrem Bruder, politisch stark verdächtig ist, und die sich jetzt, wahrscheinlich, weil sie ein böses Gewissen hat, ihrer Verhaftung durch die Flucht entzogen hat. Es wird schwer sein, an die kindliche Unschuld dieses Mädchens zu glauben, wenn man an die Vorgeschichte der Aufführung denkt. Ein Mädchen, das sich öffentlich photographieren läßt, während sie scheinheilig in der Kirche kniet, ein Mädchen, das sich selbst gewissermaßen als Prophetin darstellt, wie wir ihr Bild allabendlich vor Anfang der Vorstellung im Theater sehen, wenn sie im wallenden, weißen Gewand, mit nackten Armen auf dem Felsen bei Penacoba den Himmel anruft, oder wenn sie gar fast wie ein Liebespärchen, wie verzückt, am Tränenquell der Ines de Castro sich vom Dichter begeistern läßt. Ein Mädchen, das sich selbst zu solchen Reflektbildern hergibt — — —“

Der Ankläger konnte nicht weitersprechen; während seiner letzten Worte war Maria immer erregter geworden, jetzt sprang sie auf und schrie ihm entgegen: „Was habe ich getan? Was sind das für Bilder?“

„Sie werden doch nicht auch leugnen wollen, daß Sie sich in diesen Stellungen haben photographieren lassen? Mir scheint, als ob Ihnen der Ernst dieser Sitzung noch nicht klar ist. Sie sind des Hochverrats beschuldigt. Sie können nach erfolgtem Urteil in einer Stunde draußen aus dem Hofe erschossen werden. Wir leben in den Zeiten des augenblicklichen Standrechts. Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, dann bleiben Sie bei der Wahrheit und legen ein offenes Geständnis ab, von wem Sie die Verse haben.“

Maria war zusammengebeugt bei diesen furchtbaren Worten. Ihre Gedanken kaskadierten wirr durcheinander und kaskadierten an dem einen, der auch jetzt ihre Seele erfüllte. In einer Stunde würde Affonso erschossen werden, stünde er hier und wüßte man, daß er der Verfasser dieser unseligen Verse gewesen. Und dann wieder kam über dieses phantastische Mädchen die Märtyrersinnung. Sie dachte an die junge Frau am Tränenquell in Coimbra, die erschossen wurde, weil sie das Geheimnis nicht verriet, das den Prinzen Dom Pedro band, und unwillkürlich sagte sie, ohne zu antworten, halblaut: „Ines de Castro.“

Vergerlich fuhr der Ankläger auf. „Was soll diese Phantasterei, ich rate Ihnen — — —“

„Darf ich ein Wort sagen?“

Der Theaterdirektor Luis Figueira hatte sich in der Zeugenbank erhoben.

„Der Zeuge Figueira hat das Wort.“

„Es ist allerdings möglich, daß Senhora Ferreira von jenen Bildern, die der Herr Ankläger erwähnte, nichts weiß. Sie war stets bereits im Theater und auf der Bühne, als die Lichtbilder gezeigt wurden.“

„Sind es denn nicht Photographien?“

„Nein, es sind Gemälde. Der Gedanke zu diesen Bildern, besonders auch zu dem am Tränenquell, gab uns der Verfasser des Stückes, Senhor Affonso de Castro.“

Maria stand aufrecht und war kreidebleich. „Das ist nicht wahr.“

„Ich verweise die Angeklagte zur Ruhe.“

Sie brach in ihrer Bank zusammen und presste beide Hände an ihre Schläfen, während ihre Augen groß und entsetzt geöffnet waren.

„Zeuge Figueira, nehmen Sie Ihre Aussage, daß diese Bilder ohne Wissen der Beschuldigten angefertigt sind, auf Ihren Eid?“

„Jawohl, im Zuschauerraum ist auch der Maler Alvarez de Minho anwesend, der die Bilder angefertigt hat.“

Der Maler wurde als Zeuge vernommen und sagte ebenfalls unter Eid aus, daß die Gedanken zu den Bildern, insbesondere auch die Stellung am Tränenquell, von Alfonso de Castro angegeben seien, während er Maria Ferreira niemals persönlich gesehen habe.“

Die Verhandlung wurde fortgesetzt. Maria unter ein Kreuzverhör genommen. Sie antwortete gar nicht mehr, oder ihre Antworten waren mirr. Wie gleichgültig ihr das alles war, an einem einzigen hing ihre ganze Seele: Wie konnten diese Menschen so lügen? Was waren das für entsetzliche Bilder? Wie wäre es möglich und denkbar? Nein, es war unsäglich, es konnte nicht wahr sein, so handelte Alfonso nicht. Die traute Stunde am Duell der Tränen! Der Anfang ihres Glückes. Dann wäre es ja, als ob er sie selbst geschändet hätte, ihr mitten unter dem Volk die Kleider vom Leibe gerissen und selbst das Innerste ihrer Gefühle erniedrigt hätte.

Was mußten alle diese Richter von dem, was in dem Mädchen vorging? Sie sahen nur die Zerissenheit ihres Wesens, ihre Erregung, ihre Verzweiflung. Sie hielten das alles für den Beweis ihrer Schuld.

Wieder erhob sich der Ankläger.

„Die Verhandlung hat erwiesen, daß Maria Ferreira schuldig ist — sie hat die hochverräterischen Verse gesprochen, sie deckt den Verfasser mit ihrem Namen. Sie hat nicht einmal widersprochen, als sie gefragt wurde, ob sie die Verse selbst verfaßt habe. Ihr ganzes Wesen beweist ihre Schuld. Den Verfasser der Verse haben wir nicht, aber eine schnelle Sühne ist für den Staat notwendig. So also muß die Person, die die verbrecherischen Verse öffentlich verbreitet hat und die ihre Genossen nicht verraten will, zunächst büßen. Ich beantrage — — —“

„Das ist alles nicht wahr.“

Während der letzten Worte des Anklägers war hinten unter den wenigen Zuschauern eine Unruhe entstanden. Polizisten versuchten vergebens, einen jungen Mann zu beruhigen und aus dem Saal zu drängen. Jetzt riß dieser sich los, übersprang das Geländer und stand vor dem Richtertisch.

„Ich verlange, vernommen zu werden.“

„Wer sind Sie, mit welchem Recht — — —“

Der junge Mann rang vergebens nach Ruhe.

„Ich bin der Student der Medizin, Adolfo de Gama aus Coimbra, ich kann beweisen, daß Maria Ferreira unschuldig ist.“

Eine kurze Bewegung unter den Richtern, Murmeln bei den Zuschauern, auch Maria Ferreira sah auf, und ihre Augen hafteten an Adolfo mit einem Ausdruck, als sei dieser gar kein wirklicher Mensch, ihr armes, des Denkens ungewohntes Gehirn, auf das in diesen letzten Wochen, seit sie in Lissabon war, so unendlich viel eingestürzt, vermochte nichts mehr zu fassen. (Fortsetzung folgt.)

Kennen Sie Müller-Kiriek?

Von Walter Blachetta.

Matürlich kennen Sie ihn nicht! — Wie kann ich das auch bei Ihnen voraussetzen, Sie, der sich nur für Boxchampions und Leichtathleten interessiert, aber für die geistigen Größen unseres Jahrhunderts nichts übrig hat!

Wie ich ihn kennen lernte? — Nun, meine erste Begegnung mit diesem bedeutenden Mann hatte ich gerade heute vor drei Jahren.

Ich spazierte damals durch den Stadtpark und schaute nicht rechts, nicht links, sondern schlenderte so träumend dahin. Plötzlich hörte ich einen zornigen Ausruf, schreckte auf und sah, wie

ich achlos mitten in geheimnisvolle Zeichen, Striche, Zahlen und Zeichnungen getreten war, die ein Herr mit dem Stock in den Kies des Weges geritzt hatte.

Ein alter Herr war es, dem ich den Kummer bereitet hatte. Weißes spärliches Haar, eine Hakennase, die seinem Gesicht etwas Geniales gab, hagere, große Gestalt mit sehr viel Würde und Anstand.

Ich stotterte meine Entschuldigung und versuchte sofort, mit meiner Fußspitze alle die rätselhaften Zeichnungen wieder zu vervollständigen.

Es gelang mir augenscheinlich sehr gut, denn der alte Herr sprang von seiner Bank, umarmte mich, nannte mich ein Talent, ein Genie, und weiß Gott, was noch alles.

„Sie sind Ingenieur!“ ließ er seine klangvolle Stimme vernehmen.

Ich bin wohl schon viel gewesen, aber Ingenieur — —?! Es bereitet mir Schwierigkeiten, einen Dampfessel von einem Dynamo zu unterscheiden. Also beteuerte ich lebhaft das Gegenteil. Aber es half nichts.

„Sie haben aber gerade meinen Fehler, den ich schon jahrelang vergeblich suche, in einer so großzügigen Weise entdeckt und gelöst, daß ich mich geschlagen bekennen muß. Nun bin ich aus allen Zweifeln und kann sofort mit der Fertigstellung des Modells beginnen. Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr — —“

Und er nannte seinen Namen: „Müller-Kiriek!“

Da ich mich unschuldig fühlte, stellte ich mich auch vor, und dazu mit meinem richtigen Namen und Stand.

Ja, damit war es geschehen!

Müller-Kiriek nahm meinen Arm, und indem wir weitergingen, erklärte er mir mit tausendundeinem Fachausdruck seine Erfindung.

Einfach großartig — muß ich sagen. Denken Sie — einen kleinen winzigen Apparat, kaum so groß wie eine Kamera, und dabei — ich bin heute noch starr — Anziehungskraft der Erde ausnutzend — alle Lasten hebend, fortbewegend — Pferd, Eisenbahn, Auto, Luftschiff, Kräne usw. nun vollständig überflüssig. Man drückt nur auf einen kleinen Knopf am Kasten, klemmt den Apparat selbst untern Arm, legt den betreffenden Arm z. B. auf eine Felsplatte und dirigiert nun den Felsen so mir nichts, dir nichts durch die Luft bis in irgendeinen Garten, wo er als Helbigdenkstein oder sonstwas Verwendung finden kann. Der man setzt sich in irgendeine Karre, schraubt den Apparat vorn an die Lenkfläche, dreht am Knopf, und heidi, der Wagen fährt, kaum die Erde berührend, durch die Gegend. Man braucht nur noch zu lenken. Was sagen Sie nun?

Und zur Vollendung dieser epochemachenden Erfindung brauchte Herr Müller-Kiriek nur die Lösung eines kleinen, ganz kleinen Teilschens der Konstruktion. Alles war sonst schon fertig ausgearbeitet. Jahrzehntlang hatte er daran gearbeitet. Alles Vermögen geopfert. Und er mußte reich gewesen sein, der Müller-Kiriek. Von Gütern, Aktien, Bankguthaben sprach er so, wie andere von 15-Pfennig-Briefmarken. Jetzt freilich sah er etwas schäbig aus, der alte Herr. Den bekanntesten fadenförmigen Rock und die unten ausgefranste Hose brauche ich Ihnen ja nicht weiter zu beschreiben. Sie kennen sie sicher aus anderen Erzählungen zur Genüge. Aber auch hier kann ich das Gleiche behaupten: Was schadet das einem solchen Manne! Nur aushalten mußte der Erfinder, aushalten bis zum Schluß.

Müller-Kiriek hatte angehalten. Alles hatte er geopfert, dann gedurft, dann Glend gelitten. Bis er nicht mehr weiter die Kraft aufbringen konnte. Gerade heute wollte er eine ihm von einer großen Montagefirma angebotene Stellung als erster Ingenieur annehmen. Ein glänzendes Gehalt zwar, aber dafür Schluß, endgültig Schluß mit allen Plänen und eigenen Werken, dafür war dann keine Zeit mehr.

Er war auf dem Wege zu der besagten Firma, als er nochmals im Park über sein Lebenswerk geprübelt hatte. Da hatte ich durch meine Ritze in den Sand den Fehler enthüllt, dem er solange vergeblich nachgejagt hatte. Ich war also Miterfinder!

„Jetzt können — wir —“ und Müller-Kiriek betonte ganz selbstlos dieses — wir — „beginnen, die Welt auf den Kopf zu stellen.“

Man bliamiert sich nicht gern zum zweitenmal. Besonders nicht, wenn man Geld verdienen kann, viel Geld, Millionen, Milliarden, und wenn man dazu noch Weltgeschichte wird. Also tat ich ihm den Gefallen und war Miterfinder.

Meine schon ganz vergessenen Begriffe aus der Schulphysik bohrte ich aus dem Unterbewußtsein, sprach gelehrt von Hebelgesetzten, Auftrieb, Volumen, Notationskraft usw. und verkleidete das, genau wie mein Begleiter, in tausendundein Fremdwort.

Schließlich landete ich mit Müller-Kiriek in einem Weinlokal, wo bei einigen Flaschen altem Rheinwein die neue Freundschaft besiegelt und ein großartiger Zukunftsplan entworfen wurde.

Spät in der Nacht gingen wir auseinander.

Da war wirklich die Schwerkraft der Erde aufgehoben. Meine Brieftasche wog nun nur noch Selbstgewicht, und ich — ja, ich fühlte überhaupt keine Erdschwere mehr. Wie ich nach Haus gekommen bin, weiß ich nicht. Vielleicht bin ich geflogen.

Meine zweite Begegnung mit Müller-Kiriek ist schon am nächsten Nachmittag zu verzeichnen. Er holte mich ab, und wir begaben uns in seine Wohnung. Dort war es ganz wie bei einem Erfinder. Sie kennen ja sicher solche Bilder aus illustrierten Zeitungen. Also: kahle Stube, Dachfenster, viel Staub, nur Tisch, Stuhl und ärmliches Lager, aber überall Werkzeuge, Draht, Eisenteile, Schrauben, Glas- und Messingröhren, dazwischen große Bücher, Zeichnungen, Tabellen, Berechnungen, Entwürfe und sonstige Papiere. Einfach genial!

Müller-Kiriek erklärte mir alles. Aber immer mit einer Sanftbewegung, als ob er ausdrücken wolle: Nebenächliches Zeug! Hier war ein Apparat, der durch Bleiplatten sehen machen lassen konnte. Leider fehlten einige kleine Nädchen,

die an einem anderen Modell Verwendung gefunden hatten. Sonst hätte er mir den Apparat vorgeführt. Dort stand ein Niesenbohrer, der in 10 Minuten 10 Meter Felswand durchbohren konnte. Leider fehlte im Zimmer der entsprechende Berg, um den Bohrer in Tätigkeit setzen zu können. Da wieder —, aber die Hauptsache war ja „unser“ Erfindung. Die stand auf dem Tisch.

Müller-Kiriek nahm den kleinen schwarzen Kasten in die Hand, klappte ihn auf, zeigte mir ein Gewirr von Nädchen, Federn, Hebeln, Nieten und Schrauben. Jetzt wurde der große Erfinder lebendig. Die lästige Müdigkeit des bisherigen Gesprächs verschwand. — Verkürzten Auges deutete er mir jedes Teilchen, ließ da eine Feder an, und alles schmurzte nur so herum, drückte dort auf einen Hebel, und alles stand still. Auch an den Fehler ging er heran. Er beschrieb genau die Umstellung, die nun nötig war.

Und ich — ich stand da nickte mit dem Kopf, sprach „Ja“, sprach „Nein“, kramte wieder meine paar technischen Fremdworte heraus und tat, als ob ich weiß was von der Sache verstehe.

Mit dem Amt wächst auch der Verstand, also glaubte ich selbst zum Schluß, ich wäre ein kleiner Edison.

Gleich morgen wollte Müller-Kiriek mit Hilfe seiner Monteurs, die er schon längere Zeit aus Geldmangel entlassen hatte, die Arbeit fortsetzen. Ich mußte natürlich dabei sein, denn mein sachmännischer Rat und meine technische Fertigkeit —

Aber ich danke. Schätze eine wichtige Reise vor; Geschäfte, die unabwendbar seien. Ich wollte und durfte mich jetzt nicht mehr bloß-

stellen. Mit Worten zu jonglieren, das kann ich immer zur Not. Aber mit Handwerkern praktisch zu arbeiten — Herrgott, das war zu riskant.

Also mußte Müller-Kiriek allein das Modell zu Ende bringen. Es war überhaupt Vorsicht für mich geboten. Dafür aber wollte ich meinen Kompagnon schon tüchtig geschäftlich für mich ausnutzen. Mindestens 33% Prozent des Verdienstes gehörten mir. Aber Müller-Kiriek war nicht nur ein großer Denker und Erfinder, er war auch ein großer Mensch!

Er übertrug mir die gesamte geschäftliche Ausnutzung der Idee und begnügte sich mit der Hälfte des Reingewinns. Er wollte sich nicht zersplittern. Nur seinen Händen leben. Höchstens Leiter des zu gründenden Laboratoriums wollte er werden. Aber weiter nichts von anderer Arbeit.

Ich umarmte fast den alten Herrn, zügelte aber meine Erregung und wurde sachlich, ganz sachlich.

Zum Notar gegangen, dort eine Handelsgesellschaft angefragt. Wir beide Gesellschafter zu gleichen Teilen; ich mit 30 000 M. Stammkapital, Müller-Kiriek mit seiner Erfindung. Das war das erste.

Das zweite: Ich mit dem Vertrag in der Tasche, Müller-Kiriek mit der ersten Kiste, einem Scheck über 10 000 M., so trennten wir uns nach einer kleinen Sitzung im bekannten Lokal von gestern! — Nach einer Reise von 8 Tagen, und ich

hätte schließlich immer eine Reise vor, sollte ich meinen Gesellschafter in den neuen Geschäftsräumen und Laboratoriumsräumen aufsuchen, die dieser in der Zeit einzurichten hatte.

Schon nach 5 Tagen war ich zur Stelle. Ich fand die neuen Räume nicht gleich. Telephonische Anfragen überall, und ich erfuhr:

„Handelsgesellschaft vom Handelsgericht bestätigt, Kostenpunkt: sechshundert Mark für mich.“

„Scheck über 10 000 Mark abgehoben.“

„Räume gemietet, aber nicht eingerichtet, Kostenpunkt für mich ein Jahr Miete.“

„Müller-Kiriek in Zeitungen bekanntgegeben: Neue Erfindung, Gründung der Gesellschaft. Mein Name überall genannt.“

„Müller-Kiriek seit dieser Zeit nicht mehr in der Stadt.“

Ich stürzte in die alte Wohnung des Erfinders. Alle Modelle standen wie sonst in den Ecken. Nur der kleine schwarze Apparat fehlte. Unser Apparat! — Müller-

Kiriek war nicht aufzufinden. Nur auf dem Tisch lag ein nicht ganz einwandfreier Zettel, der mir mit jener erfrischenden Kürze, die jeder Rede Würze ist, folgendes zur Kenntnis brachte:

„Lieber Kompagnon! — Ich bin einem unvorhergesehenen Unfall zum Opfer gefallen. Unser Apparat habe ich aber vorher in Sicherheit bringen können. Also keine Gefahr in dieser Beziehung. Ich veruche, baldmöglichst frei zu kommen. Geduld! Ihr Müller-Kiriek.“

Und nun suche ich Müller-Kiriek. So ein genialer Mann muß doch unbedingt überall auffallen.

Kennen Sie wirklich nicht den Müller-Kiriek?



Das Hünengrab

Von Karl Oppermann.

Mit einer Originalzeichnung von N. Gohlke.

Liegt ein Hünengrab auf brauner Heide, mild beschattet von drei alten Föhren. Von den Zweigen hängt wie feine Seide Spinnwebgewebe, und den Frieden stören nicht die Bienen, die mit leisem Brummen um die roten Heideblüten summen.

Eine Natter träumt in Mittagewonne in dem heißen Kraut, und auf dem Steine hockt ein Hirtenjunge in der Sonne und betrachtet seine braunen Beine. Toter Helden stumme Geister schweben und seh'n lächelnd auf dies stille Leben.

Mercur-Anzeiger

Aus sommerlichen Tagen.

Von Martha Willkomm-Schneider.

Es kumme eine Melodie vor sich hin, ein altes Barocklied, während er auf dem grünbewachsenen Waldweg lässigen Schrittes dahinjährlend.

Wie war es schön, so planlos, ohne Ziel und Zweck, aufs Geratewohl durch die Natur zu schweifen. Frühermorgens hatte er die Höhe erklimmt, sich in dem Birkenhain lag, durch einen reichlichen Nebel für die Tageswanderung gefächelt und war dann in den Sockelwald hineingekommen.

Um die Mittagsglocke hatte er den Pfad von den Schultern geworfen und sich in das weiche, feinkörnige Waldmoos hingelegt. Durch die düstlerblauen Buchenzweige sah er sich vereinselt Sonnenstrahlen... grünelnde Büsche umgaben über den Waldboden. Glasglänzige Vögel und umflatternde Tagfalter sammelten von Blume zu Blume. Bienen und Hummeln umstirrten ihn... Der Bergwind trug eine kühle Feuchtigkeit zu ihm hinüber.

Die Augen waren ihm zugesellen über dem Schauen und Lauschen. Als er sich den Schlaf aus den Augen rieb, war der Nachmittag schon weit vorgeschritten. Der Gesang heller Nachtvögelchen schlug an sein Ohr, und durch die Büsche hörte er leise Sommerlieder wehen. Er richtete sich auf, griff nach dem Rucksack und setzte seine Wanderung fort, aber er hatte die Richtung völlig verloren. Die sich zur hohen Bogenwälbung über ihm schließenden Äste der hochstämmigen Buchen verwehrten ihm, den Stand der Sonne zu kennen, so schritt er denn auf gut Glück auf dem Höhenweg hin.

Der Wald, der ihn den ganzen Tag nicht freigelassen, wich zurück, ein furchtbarer Bergvorsprung lag vor ihm, edelst mit Eichenstämmen und Nadelbäumen, zwischen deren Wäldchen einen hohen Felsblock hoben. In seinen Spalten erklimmte die Sonne nach und nach, und in dem ehemaligen Burghof, der gegen Westen durch eine einzige hohe Wand abgeschlossen wurde.

Durch die hohen gotischen Fensteröffnungen glitzerte der Abendhimmel, daß er minutenlang die Augen schließen mußte vor der ferneigen Höhe. Sie und da im weiten Inneren zog sich noch Reste des alten Mauerwerks hin... er Bergabgang war von Trümmern und Geröll bedeckt.

Der Zugang zu dem einen Fenster war verstreut, es andere, dessen steinerner Vorsprung mit den eingemauerten Schwerebenen Eichenbohlen den Wanderer zu festeren Halt erlaubte, war durch nachgelagerte Steinblöcke zu erkennen. Er schlang sich hinauf und ließ seine Füße über die das warme Licht der untergehenden Sonne getauchte Ansohle schweben. Der Wegesegang der Wägel, der eine Wanderung belebte, war verstaubt, lautlose Stille umgab ihn. Und in dem Gefühl des Losgelöstseins von dem Festhalten bemühte sich seine eine letzte Vorstellung, als stünde er nicht zum ersten Male hier, als habe er all dies schon einmal gesehen und erlebt.

Er schritt mit der Hand über die Augen und blinzte, die aus einem Traum erwachend um sich. Die Sonne war

schon mehr zu sehen. Er mußte sich beeilen, den nicht unbedeutend Abstieg über die steile Berglehne noch vor sinkender Nacht zu machen. Vorsichtig ließ er sich von seinem oben Sitz herabgleiten und nahm den Rucksack, den er ins Gras geworfen, vom Boden auf. Da gemahnte er ein kleines überlächendes, das halb geöffnet neben dem Fensterpfiler lag... Er hob es auf. Ein Blattstücklein, dem ein zarter Federast entsprungen, fiel heraus mit einer Tennisfaser, ausgefacht auf den Namen Klarissa von Sedden.

Seine Augen weiteten sich. Klarissa — das Echo der Bergwand warf den Namen, den er unbedacht laut gelesen, wiederholend zurück — Klarissa! — Das Kistchen, dem er noch eben vergewiss nachgesehen, flachte sich auf. Jetzt mußte er, was ihm beim Vorlesen dieser Zeilen, wie eine Erinnerung an ein Schicksal überkommen. Der Zauber eines Stillerischen „Schwundlers“, der, als er das Buch einst als Probe gelesen, ihn so übermächtig gepackt, umring ihm.

Er schaute zurück nach dem hohen Fensterhieb. Wie eine Vision tauchte das Bild der beiden Schweltern aus der Nacht so lagern sie auf: Die jüngere, goldgelockt mit kunstfertigen Ähren kunstfertigen Brauns in goldener Schminke lebend, indes die ältere, Klarissa, der das Leben einmal schon verschungswoll geleuchtet, uralte, feuermüde Lieder zur Sache sang, und die dunklen Augen sehend in die ferne Weite, harend auf die Wiederkehr des Freundes...

Die Logen lagen an hohen Bogenfenster des umgebenen Berges auf der Höhe des Berges, in denen Kämpfer tobte, rann fill und einseitig an ihnen vorüber... Einmünd blinzte er auf die Karte in seiner Hand... Vor es ein Zufall, der hier sein Spiel trieb, oder eine höhere Fügung, die seine Schritte lenkte? Der Gedanke an die Demut, die er heute mit dem Nachsagen hatte ansetzen wollen, schaltete aus. Er mußte die Gegenwart des Tages ausfindig machen. Es galt also in die Stadt zurückzukehren, deren Weisheit er am Morgen verlassen und Entwürdigungen einzugehen nach der Familie, der die Unbekannte mit dem Hangloosen Namen angehörte.

Er gedachte der Schar junger Mädchen, deren hellförmiger Gesang ihn aus dem Mittagschlummer gemacht. Sie waren aus der Richtung des Himmels gekommen. Sicher war einer von ihnen beim Hinausgehen des Tages unbedenkt entglitten. Seine Phantasie war gefähigt, sie sich vorzutragen: Eine schlanke raffige Erscheinung mit dunkelblauen Augen, aus denen ein heißes Glühen verlangte leuchtete.

Vorsichtig trat er den Abstieg an. Er war froh, als er das Tal und nach halbfrühlicher Wanderung die elektrische Endstation erreicht hatte. — Im Hofe, wo man ihn nicht wieder erwartet hatte, gab er an, er sei irre gegangen und habe die Bahnhofsstation, von wo er die Weiterreise antreten wollte, verfehlt.

Am anderen Morgen ließ er sich das Nachdenken über Es gab nur eine Familie dieses Namens in der Gegend. Mit gelindem Verlorenen, das sich mehr und mehr, durchschritt er die Straßen des Mittelviertels. Der Duft stieg aus den Gärten auf und legte sich auf seine Brust. Die geübte Wille lag vor ihm Augenblick ähnelte er, die er den elektrischen Knopf

Ein hallender Glockenton schallte von dem Innen bekannt. Das Herz schlug ihm bis zum Hals hinauf, ob er es sich gleich nicht eingeleitet wollte. Die nächsten Augenblicke sollten nicht entscheidend sein für sein ganzes späteres Leben...

Er übergab dem offeneren Mädchen seine Karte. In dem hohen Räume, in dem sie ihn eintraten ließ, waren die Palastfenster herabgelassen. Ein mattes Dämmerlicht herrschte darin. Nur wenige Stuhlstühle glitzerten über die dunkelgetünchten Eckenwände.

Ein Geräusch schreckte ihn auf. Er wollte sich schnell um. In der gestrichelten Tür stand eine elegante, etwa vierzigjährige Dame, eine hohe stattliche Erscheinung mit etwas erhöhten, aber feingeschnittenen Zügen. Er stellte sich vor und überreichte ihr mit ein paar erklärenden Worten seinen Fund.

Die Augen der Dame leuchteten auf. „Mein Tischchen! Ich benötige es seit einigen Tagen...“ Er mußte sich zusammenzucken, um unter dem kalten Griffe, der ihn aus allen Sinnen rief, seine zu jämmerliche Figur zu machen. Er war es also wirklich selbst, nicht wie er im ersten Augenblick glaubte, die Mutter der halben Unbekannten, mit der seine Phantasie sich seit gestern unaufrichtig beschäftigt. Raum verstand er, daß über etwas förmlich ausgedrückt Dankes und suchte einige Augenblicke begierlich nach Worten.

Die Dame schien sein Zaudern ebenso aufzufassen. Der Augenblick meinte sich in ihren Zügen. Dann lächelte sie, ohne eine Entgegnung abzuwarten, schnell fort: „Ich behaupte es durch meine Unachtsamkeit eine Störung Ihres Reiseplans verursacht zu haben. Es ist mir peinlich, daß Sie durch mich vielleicht Unkosten erwachen sind...“ Das war natürlich nicht sein... Seine Entschuldigende lächelte: „Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein, sich durchaus nicht zu beunruhigen. Es war mir eine Freude, Ihnen diesen kleinen Dienst erweisen zu können.“

Als er die Straße, auf der er vor wenigen Augenblicken noch dem Glück entgegen zu gehen gedachte, zurück schritt, lächelte er leise vor sich hin. Das alte war des hohen Abenteuerers nichtere Lösung! Er war doch ein unbedeutender Phantast, den in unseren Tagen noch die blaue Blume der Romantik blühte! Immerhin — er warf den Kopf zurück und schaute hinauf zu den Bergen, von deren fernsten Vorsprung die Umrisse der Bergkette in goldenem Mittagslichter glühten, zu ihm herübergrüßte — er würde die Stunde nicht mühen in seiner Erinnerung, die er da droben verlebte — die Stunde, die sein Herz höher schlagen ließ in leiseren Glücksaugen — trotz alledem!

Die Untergrundbahnkatastrophe in Pöngdorf. Schicksal entsetzte in Pöngdorf. Die Katastrophe ereignete sich am 28. August 1928. Ein Zug der Untergrundbahn stürzte in den Tunnel. Die Ursache war ein technischer Defekt. Die Katastrophe forderte viele Opfer. Die Behörden sind bemüht, die Ursachen zu klären und die Sicherheit zu verbessern.

colorchecker CLASSIC

colorchecker CLASSIC

Lache Bajazzo

ROMAN VON J. SCHNEIDER-FOERSTL

URVORBERECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WEDDÄU L.S.A.

(37. Fortsetzung.)

Der Chefarzt trat auf ihn zu. „Ach bin außer jeder Verantwortung, Herr Kollege.“

„Aber jeder!“ kummte Fehmann zu.

„Dann in Gottes Namen!“

Ein Wartebedienter fuhr über Fehmanns linken Oberarm — etwas Witziges bohrte sich in sein Gesicht — dunkel-farbenes Hoflein Blut in das bereitgestellte Gefäß, um von dort in Heftigen Beinen übergeleitet zu werden.

„Siebenhundert Gramm.“ konstatierte der Chefarzt und sah in Fehmanns farblos werdendes Gesicht.

„Ein gleichmütiges Nicken. „Nehmen Sie, was Sie brauchen!“

„Nicht einmal die gleiche Menge dürfte genügen,“ sagte eine Stimme vom Bett her, wo Heftigen in vollstündiger Apathie lag und nicht mehr, was mit ihm geschah.

Unausgesprochen rann Fehmanns Blut! — Er lag bunte Nebel tangen und die Dinge im Zimmer auf und nieder schaukeln. Hörte, was die anderen sagten, und kann den Tönen nach, als wären sie aus mehlweitem Farn. Bis weit in die Lippen hinein abgelöst, merkte er, wie jemand auf ihn auftrat, an seinem Herzen bohrte und ihm dann mit gelben Händen eine Birne um die geöffnete Körperstelle wickelte.

„Wie fühlen Sie sich, lieber Kollege?“

„Ich bin vollkommen wohl!“ sagte er und mußte sich zu gleicher Zeit gegen den Schrand hinter seinem Rücken lehnen, um nicht zu fallen.

„Einer der Kollegen brachte ihm ein Glas Wein, das er gierig leerte. Wie Feuer rann es durch seine Adern. Die Schwäche muß überwunden. Er ging zum Bett und sah auf Soachim, der reglos in den Kissen lag.

Die Kollegen standen noch im Gespräch beieinander, da neigte er sich häufig herab und küßte den lächelnden Mund.

„Was rinnst mein Blut in dem demigen! Ich es als Süßne getrunken für das, was ich dir getan habe!“ hat er lautlos.

„Am Rorridor warteten die Frauen in lödlich verzehrender Angst. Die Baronin erfuhr nichts von dem Geschehenen.

Der Nabel des Fehmann erhielt die Mitteilung davon, wie die Kollegen, der seit zwei Stunden im Wartezimmer saß, beide trübten sie auf, warum man ihnen das Recht geschmäleri hätte, sich auch zur Verfügung zu stellen.

Als Isabella in Fehmanns Gesicht blinzte, verlor sie den Atem. „Mann er getund in der Erde ich ihm jagen. Herr welcher Schuld er bei Ihnen steht.“

Er hielt ihre rechte Hand in die seine gellemte werden Sie nicht tun, gnädige Frau! Er muß jell zu dem Glauben kommen, daß ich das nicht bin, mich hält, und daß ich wirklich zu jeder Stunde Errett und Leben um Geben zu gehen gewillt mar.

Die kommenden Stunden und die folgende brachte Heftigen verhältnismäßig ruhig. Fehmann keine Minute von seiner Seite. Aber erst, als gemorgens der Chefarzt seine Meinung teilte, daß fallende Wundung zum Behehen eingetreten sei, von Isabella auf das kleine Sofa drücken und der Kopf über eine halbe Stunde schlaftrunken gegen

Joachims Stimme ließ ihn unermittelt aufspringen. „Ich habe mich nicht um die Mutter etwas hoch um ihm entgegen. „Ach habe so furchtbar furchtbar man pumple mir mein Blut aus den Adern um floß dafür hinein — aber ich fühle mich leichter zu Herr Doktor!“

„Dann hat der Traum ja seinen Zweck erfüllt.“ „Baron!“ mar die tiefen wachen Worte.

Und das tat Joachim heftigen. Fehmann hielt es schon nach drei Tagen nicht mehr für ratsam, noch länger in seiner Nähe zu bleiben. Möglicherweise, daß er ihn doch einmal erkannte, und dann waren die Folgen für den Gelandenen unüberschaubar. Ein Zuchtlosg mußte um jeden Preis vermieden werden.

Als er nach lechs Tagen Abwesenheit nach Hause kam, war sein Haar von grauen Strahlen durchzogen, und von den Wangenflügen zum Munde herab zogen sich zwei scharfe, riefmündige Furchen. Die lechstenen Bligen lag in den sonst so gültigen Augen und seine Sprache hatte etwas Barisches, kurz Abgehabtes bekommen.

Frau Sunbildes Herrg schrie auf vor Gram und Mitleid, als sie den Gelanden zu zurückstufte. „Was ist dir nichts mehr?“ fragte sie, als er sie wortlos auf die Seite schob und nach seinem Zimmer ging.

Die Hand bereits auf der Türklinke, sah er sie schweigend an. „Lach mich erst den Toten begraben — du bist mir ja geliebte, kleine Frau!“

Sie begriff. Erst mußte er den Verlust des Freundes verwinden, der ihm geliebten war, obwohl er lebte. Dann erl wurde er wieder der Mitleid sein. Und sie sollte geduldig warten, bis diese Stunde kam. Mit nimmermüden Händen und unendlich gebender Liebe umflogte sie ihn.